

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **58 (2002)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen

W. GUNTHER PLAUT (ed.), *Die Tora. In jüdischer Auslegung*. Band III: *Wajikra. Levitikus*. Ed. von Bernard J. Bamberger. Übersetzung, Bearbeitung und Gestaltung von Annette Böckler, Gütersloh: Chr. Kaiser, Gütersloher Verlagshaus 2001, 348 S., gebunden, € 22,95, ISBN 3-579-02648-8.

Mit diesem Werk zum Buch Leviticus legt Annette Böckler nunmehr den dritten Band ihrer Übersetzung des von W. Gunther Plaut herausgegebenen Kommentars zur Tora vor, dessen englisches Original (*The Torah. A Modern Commentary*, New York 1981) in den liberalen jüdischen Gemeinden der USA und Kanadas geradezu zum Standardwerk der Bibelinterpretation geworden ist (*Bereschit* 1999; *Schemot* 2000; vgl. die Besprechungen in *Judaica* 58 (2000), S. 41–43.211–212). Aufbau und Struktur der Kommentierung entsprechen im wesentlichen den ersten beiden Bänden: Den einzelnen Textabschnitten gehen umfangreichere Artikel voran, die zentrale Motive herausgreifen und in ihrer traditionsgeschichtlichen bzw. aktuellen Dimension beleuchten. Dem folgt – in der Version der Rabbinerbibel von 1524/25 („Bombergiana“) – die Wiedergabe des hebräischen Textes mit der Bibelübersetzung Moses Mendelsohns, die von Annette Böckler dem heutigem Sprachgebrauch entsprechend überarbeitet wurde. Allerdings wurde nun auf den knappen Apparat zu Textvarianten in Handschriften und Übersetzungen verzichtet. Die Wiedergabe des Bibeltextes wird begleitet durch knappe Erklärungen, die die Bedeutung einzelner Begriffe deutlich machen, auf Bezüge zu anderen Bibelstellen aufmerksam machen sowie auf verschiedene andere Übersetzungen verweisen. Am Ende eines jeden Abschnittes folgt eine breit gestreute Sammlung von Zitaten aus Halacha und Aggada, die in Verbindung mit der kommentierten Texteinheit stehen. Kleine informative bzw. illustrative Schwarz-Weiss-Abbildungen unterschiedlichster Art (dem Stoff entsprechend vor allem aus der Pflanzen- und Tierwelt sowie Zeichnungen aus unterschiedlichen Epochen aus dem Bereich kultischer Handlungen) begleiten die Textdarbietung. Die Illustrationen mit den einfachen hebräischen Bildunterschriften, die von Annette Böckler ausgesucht wurden, sollen – so die Übersetzerin – den Charakter des Buches *Wajikra* als traditionelles Buch, mit dem die Kinder lesen lernen, widerspiegeln.

Da im synagogalen Gottesdienst neben der Tora an jedem Sabbat und Festtag ein Abschnitt aus den Propheten gelesen wird („Haftara“), folgen am Ende des Bandes diese Texte, jeweils mit einer kurzen Einleitung von Gunter W. Plaut (S. 292–319). Dieser für eine breitere, nicht fachwissenschaftliche Leserschaft zugeschnittene Kommentar, der nicht von G. Plaut selbst, sondern von dem 1980 verstorbenen Rabbiner B. Bamberger – einem Vertreter des klassischen Reformjudentums – verfasst wurde, bietet eine grundlegende Einführung in die verschiedenen Vorstellungskomplexe, die im Buch Leviticus angesprochen werden: neben den Opfergesetzen, den Speisegesetzen zur Kaschrut, den Priestergesetzen, Bestimmungen zur Reinheit und zum geschlechtlichen Verkehr erläutert der

Verfasser den biblischen Kalender und die Jahresfeste, darunter auch den Versöhnungstag. Während ein Teil dieser Bestimmungen nach der Zerstörung des Tempels keine praktische Bedeutung mehr haben, prägen andere Themen des Buches, wie zum Beispiel die Speisegesetze, bis heute das Leben vieler Juden.

Leitendes Interesse der Darstellung ist der Versuch, die dem modernen Menschen doch zum Teil sehr fremdartig anmutenden Rituale auf dem Hintergrund der biblischen und altorientalischen Vorstellungswelt zu beleuchten. Im Gegensatz zum orthodoxen Judentum, das die verschiedenen Bestimmungen zum Opferkult in der Hoffnung auf die Wiederaufbauung des Tempels und die Aufnahme des Kultes tradiert, stellt der Verfasser fest: „Der einzige für uns mögliche Zugang ist der historische, der das Material im Licht der Zeit sieht, in der es entstand, und vor dem Hintergrund der altorientalischen Kultur“ (S. 13). Freilich wäre in diesem Zusammenhang doch der Hinweis auf neuere religionswissenschaftliche und ethnologische Forschungsbemühungen sehr hilfreich gewesen (vgl. zum Beispiel die Arbeiten von Mary Douglas oder Walter Burkert). Neben den Ausführungen zur Bedeutung der einzelnen nicht-tempelgebundenen Halachot in der jüdischen Geschichte sind vor allem für christliche Leser die Ausführungen des Autors zur Bedeutung dieser biblischen Gebote für das reformierte Judentum von Interesse. Bestimmend ist eine insgesamt eher kritische, zumindest aber reflektierte Tendenz, die jedoch im Namen einer „jüdischen Loyalität“ Konservativen die Möglichkeit zugesteht, diese Bestimmungen auch praktisch einzuhalten (vgl. die Einführung). Mit diesen Ausführungen zu den Speisegesetzen oder den Reinheitsbestimmungen gibt der Kommentar den Blick frei auf den gelebten Umgang mit der biblischen Tradition und die Freiheit religiösen Lebens im Judentum.

Beate Ego

ANDREAS LEHNARDT, *Qaddish. Untersuchungen zur Entstehung und Rezeption eines rabbinischen Gebetes*, Tübingen: Mohr Siebeck 2002 (= Texte und Studien zum antiken Judentum 87), XIV + 386 S., Leinen, € 89,--, ISBN 3-16-147723-5.

Wer sich ausführlicher mit traditionellen liturgischen Texten beschäftigt, begibt sich auf ein äußerst komplexes Forschungsgebiet: Entstehung, Deutung, Rezeption und Verankerung in der Liturgie haben zumeist eine nur schwer zu erhellende Geschichte. Dem Verfasser der hier anzuzeigenden Dissertation an der Freien Universität Berlin (Betreuer: Prof. Dr. Peter Schäfer) ist es zu danken, sich unter diesen Bedingungen dem Qaddish zugewandt und eine Monographie vorgelegt zu haben, die als vorbildhaft gelten kann.

Bereits der Forschungsüberblick (S. 2–12) zeigt die wesentlichen Fragen bezüglich dieses im Judentum zentralen Gebetes auf: Entstehung, formgeschichtliche Parallelen zu anderen Gebeten, Textüberlieferung, Zweisprachigkeit, Bezüge zur frühen jüdischen Mystik, zur rabbinischen Apokalyptik, zu Studium und Lehrhaus und die Frage, auf welche Weise das Qaddish eigentlich in die Liturgie gekommen ist. Daran schliessen sich fünf Hauptabschnitte an: Einer Analyse des Qaddish in allen seinen Rezensionen (S. 15–77) folgen vier rezeptionsgeschichtliche Kapitel zu den rabbinischen Überlieferungen (S. 79–142), zur Hekhalot-Literatur (S. 143–179), zur gaonäischen Zeit (S. 181–276) sowie

zum Mittelalter (vor allem im Blick auf das Waisen-Qaddish; S. 277–296). Im Anhang finden sich neben Registern eine Qaddish-Synopse sowie einige noch wenig bekannte Rezensionen. In allen Abschnitten findet A. Lehnardt das rechte Mass zwischen deutlichen Urteilen (etwa zu Beziehungen zur Hekhalot-Mystik) und dem Offenlassen von Problemen (unter anderem zur vorrabbinischen Geschichte des Qaddish). Lehnardt unterscheidet so zwar zwischen Entstehung und Rezeption des Qaddish, verweist aber ausdrücklich darauf, dass diese beiden Fragestellungen gerade bei diesem Gebet nicht getrennt werden können. Rezeption bedeutete hier immer auch Entstehung, da sie offenbar nie ohne Adaption und Interpretation geschah. Mehrfach wird deutlich, dass das Qaddish über verschiedene Wege in jeweils unterschiedlichen Kontexten (etwa im Lehrbetrieb oder im synagogalen Gottesdienst) eine andere Deutung gefunden hat. Auch lokale Unterschiede zwischen Palästina und Babylon sind zu veranschlagen. Ausführlich widmet sich Lehnardt auch der Geschichte des Qaddish yatom als Waisengebete, die aufzeigt, dass abseits „offizieller“ Lehre liturgische Praktiken beständig weitergegeben wurden und sich schliesslich auch durchsetzen konnten.

Die Arbeit besticht nicht nur durch detaillierte Beobachtungen und gute Lesbarkeit, sie ist auch methodisch durchaus weiterführend. Am Qaddish wird exemplarisch deutlich, wie ein Gebet ohne Herleitung etwa von einer bekannten Persönlichkeit (wie etwa das Vaterunser) oder Kanonisierung wie das Achtzehn-Bitten-Gebet für eine Gemeinschaft zu einem Standardgebet wird. Damit wird Lehnardts Buch auch aus religionswissenschaftlicher Perspektive interessant. Allein dass Lehnardt weitgehend darauf verzichtet hat, soziologische Erklärungsmodelle für seine Fragestellung anzuwenden, mag man ihm ankreiden, ohne seine Verdienste um die Geschichte des Qaddish schmälern zu wollen.

Markus Öhler

ERNST LUDWIG EHRLICH, *Reden über das Judentum*, Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer 2001 (= *Judentum und Christentum* 6), 197 S., kartoniert, € 17,--, ISBN 3-17-016898-3.

Ernst Ludwig Ehrlich gilt als eine der wichtigsten jüdischen Persönlichkeiten des jüdisch-christlichen Dialogs im deutschsprachigen Raum. Der aus Berlin stammende ehemalige Leo-Baeck-Schüler und emeritierte Professor für Jüdische Geschichte in Bern beging am 27. März 2001 seinen achtzigsten Geburtstag, der E.W. Stegemann mit seinen Kollegen E. Petry und U. Bürki Anlass war, einen Sammelband mit 18 bereits in unterschiedlichen Werken erschienenen Beiträgen des Jubilars zum Judentum herauszugeben. Die umsichtige wie repräsentative Textauswahl deckt vier Bereiche ab, zu denen E. L. Ehrlich regelmässig publiziert und öffentlich gesprochen hat: Aspekte der Geschichte des Judentums und des Verhältnisses zwischen Judentum und Christentum, zentrale Thesen zum Antisemitismus sowie zur „Innensicht des Judentums“. Die Herausgeber haben bewusst Texte mit einführendem Charakter ausgewählt, die sich vor allem an ein Publikum wenden, „das wenig Wissen über das Judentum hat“ (S. 8) und das bereit ist, sich auf den grossen Facettenreichtum der jüdischen Religion einzulassen, aber auch gemeinsam mit E. L. Ehrlich Antworten auf schwierige Fragestellungen wie etwa auf die des Gottesglaubens nach Auschwitz (vgl. S. 113ff.) zu suchen.

E. L. Ehrlichs Position im Judentum ist klar umrissen: Er argumentiert aus der Sicht des Reformjudentums, betont dies auch an mancher Stelle ausdrücklich (vgl. etwa S. 74.121). Dieses ‚jüdisch-reformierte Verständnis‘ schlägt sich naturgemäss auch in der Einschätzung Jesus’ von Nazareth nieder, dem er im Rahmen seiner Arbeit im christlich-jüdischen Dialog breiten Raum eingeräumt hat – nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund der Messiasforschung.

Einziges Desiderat für eine allfällige Neuauflage: die Angabe der Quellen, denen die Beiträge entnommen sind; so ist beispielsweise der Aufsatz „Judenfeindschaft im Christentum“ (S. 105) in dem von Hans Erler und dem Jubilar herausgegebenen Buch *Jüdisches Leben und jüdische Kultur in Deutschland* (2000) unter dem Titel „Umgang mit den Juden im Religionsunterricht“ enthalten. Für das von Stegemann avisierte Zielpublikum wäre die Angabe der Quellen gewiss von Nutzen.

Yvonne Domhardt

WALTER GROSS (ed.), *Das Judentum – Eine bleibende Herausforderung christlicher Identität*, Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 2001, 254 S., kartoniert, € 24,50, ISBN 3-7867-2344-3.

Der vorliegende Sammelband dokumentiert eine Vorlesungsreihe an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, die durch die im Wintersemester 1999/2000 an der Evangelischen Fakultät derselben Universität ausgelöste Debatte zum Thema „Judenmission“ veranlasst wurde, in ihrer inhaltlichen Breite aber über diesen „abseitigen und Klärungen eher verhindernden Streitpunkt“ hinausgeht, wie der Herausgeber im Vorwort schreibt (S. 7). Kennzeichen der Beiträge ist zum einen ihre wohlthuende Sachlichkeit und reflektierte Grundsätzlichkeit, wenn W. Groß beispielsweise den „doppelte[n] Ausgang der Bibel Israels und die doppelte Leseweise des christlichen Alten Testaments“ beschreibt (S. 9–25) oder Michael Theobald („Mit verbundenen Augen?“, S. 26–54) dem Thema von Kirche und Synagoge nach dem Neuen Testament nachgeht. Andere Vorlesungen führen, ausgehend von den Forschungsgebieten der Autoren, in speziellere Fragen des jüdisch-christlichen Dialogs ein: Zu nennen sind die Beiträge Richard Puzas („Christliches und jüdisches Eheverständnis und deren rechtliche Implikationen“, S. 55–77), Gabriele Winklers („Übernahme und Adaption alttestamentlicher Bestandteile in den christlichen Riten: Das Sanctus“, S. 78–90) Albert Biesingers („Lernprozess Christen Juden im Religionsunterricht“, S. 123–148), Joachim Köhlers („Die Unfähigkeit der Katholiken, mit der jüdischen Frage umzugehen“, S. 149–173), Andreas Holzems („Der Blick auf die Juden im katholischen Milieu des Kaiserreichs“, S. 206–233) und Thomas Freyers („Das jüdische Gegenüber – eine Herausforderung für die christliche Theologie?“, S. 102–122).

Neben zwei Aufsätzen von Bernd Jochen Hilberath („Der Heilige Geist – ein Privileg der Kirche?“, S. 174–183) und Ottmar Fuchs („Die Kirchen: In eigener Identität bleibend angewiesen auf das Judentum“, S. 234–254) verdient ein Beitrag Karl-Josef Kuschels über Elisabeth Langgässer (S. 184–205) besonderes Interesse, in dem der Autor die Spiegelungen des Jüdischen im Werk und in der Biographie der Schriftstellerin reflektiert.

Bei der „Problemanzeige“ zum Thema „Christlich-jüdischer Dialog und systematische Theologie“ des jüdischen Gesprächspartners Micha Brumlik (S. 91–102) stellt sich die Frage, ob dieser Text vor der richtigen Fakultät vorgetragen wurde. Denn Brumlik beschäftigt sich vor dem Hintergrund der Walser-Bubis-Debatte vor allem mit neueren Äusserungen des Tübinger evangelischen Theologen Eberhard Jüngel, den Walser in seiner Duisburger Rede vom November 1998 als Kronzeugen für sich in Anspruch genommen hatte. Unter Bezug auf die zentralen Texte im theologischen Streit um die protestantisch-katholische „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“, in dem Jüngel sich in prononcierter Weise geäußert hatte, stellt Brumlik nun einen Zusammenhang zwischen beiden Debatten her, den er (da das Hauptanliegen der Frankfurter Rede Walsers die Begnadigung des ehemaligen DDR-Spions Rainer Rupp gewesen sei) im Grunde als einen Streit um „Gesetz und Evangelium, Gerechtigkeit und Gnade“ (S. 91) bestimmt. Brumlik meint nun, Walser habe sich zu Recht auf Jüngel berufen, da dessen Satz, das Evangelium befreie „vom terrorisierten und terrorisierenden Gewissen“ mit „aktualisierenden Passagen“ verknüpft worden sei (S. 93 mit Zitat aus Jüngels Buch *Das Evangelium von der Rechtfertigung des Gottlosen als Zentrum des christlichen Glaubens* 1999). Angesichts der, wie Brumlik findet, Konvergenz beider Debatten, die letztlich auch mit dem Tübinger Streit um die „Judenmission“ zu tun habe, gehe es daher letztlich um die Frage nach der „Absolutheit des Christentums“. Seine eigene Aufgabe sieht der Autor darin, im Anschluss an J. B. Metz den Geschichtsbezug der theologischen Theoriebildung einzufordern und davor zu warnen, systematische Theologie zu treiben „quodsi Auschwitz non daretur“ (S. 98). Da eine ausführliche Auseinandersetzung mit Brumlik und dem als positives Beispiel für eine jüdische Geschichtstheologie genannten Hans Jonas hier nicht möglich ist, sei an dieser Stelle nur gefragt, ob den theologischen Entwürfen der angeführten protestantischen Theologen (genannt werden auch Ulrich Barth, Joachim Ringleben und Eilert Herms) nicht längst (freilich in anderer als der von Brumlik geforderten Form) geschichtstheologische Prämissen eingeschrieben sind. Zu erörtern wäre ferner, ob und wie dem, was protestantischerseits unter dem Titel „Gesetz“ und „Evangelium“ bedacht wird, im jüdisch-christlichen Dialog nicht eine produktivere Funktion zukommen kann, als Brumlik sie ihm zuschreibt.

Matthias Morgenstern

ELKE-VERA KOTOWSKI / JULIUS H. SCHOEPS / HILTRUD WALLENBORN (ed.), *Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa*. Band I: *Länder und Regionen*; Band II: *Religion, Kultur, Alltag*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001, 511 + 507 S., gebunden in Schuber, € 92,--, ISBN 3-89678-419-6.

Das vorliegende zweibändige Handbuch gibt einen Überblick über die zweitausendjährige Geschichte der Juden in Europa: Im ersten Band wird, in meist politik- und sozialgeschichtlicher Perspektive, die jüdische Geschichte in den einzelnen europäischen Ländern verfolgt. Verschiedene Essays des zweiten Bandes nehmen die Fäden des ersten unter thematischen Gesichtspunkten noch einmal auf und arbeiten, vor allem unter kultur- und

geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten, die transnationale, europäische Dimension der jüdischen Geschichte heraus. Die Beiträge fassen die zeitgenössische Forschung in gut verständlicher Form zusammen und leisten an einführender, konzentrierter Orientierung, was der Leser sich von einem Handbuch verspricht. Zu loben ist in dieser Hinsicht auch die Auswahlbibliographie beider Bände und das Personenregister des zweiten Bandes. Im Hinblick auf die einzelnen Essays muss es diese Besprechung aus Platzgründen mit einigen unvollständigen, eher zufällig herausgegriffenen Hinweisen bewenden lassen: So behandelt Friedrich Battenberg im Abschnitt „Mitteleuropa“ zunächst das Heilige Römische Reich bis 1648 (S. 15–46), bevor sich Albert Bruer „Preußen und Norddeutschland 1648–1871“ (S. 47–66), Monika Berthold-Hilpert „Bayern und Süddeutschland“ (S. 67–77) im gleichen Zeitraum und Julius H. Schoeps „Deutschland ab 1871“ zuwenden (S. 78–89). In weiteren Kapiteln wird die Geschichte der Juden in der Schweiz (Uri R. Kaufmann, S. 90–100), Österreich, Böhmen und Mähren sowie der Tschechoslowakei (nach 1918, S. 143–150) und Ungarn dargestellt. Es folgen weitere Hauptkapitel zu den geographischen Regionen „Ostmitteleuropa und Osteuropa“ (von besonderem Interesse hier der – freilich in weiten Teilen seiner „Geschichte der Ostjuden“ entnommene – Aufsatz von Heiko Haumann über Polen und Litauen, S. 228–274), „Südeuropa und Südosteuropa“ (hier wird in den Texten über den Balkan und die iberische Halbinsel grosses Augenmerk auf die jüdisch-muslimische Beziehungsgeschichte gelegt) sowie schliesslich „Westeuropa und Nordeuropa“.

Im zweiten Band, der sich thematisch und im Hinblick auf die Autoren in grosser Bandbreite präsentiert, verdient gleich zu Anfang ein Aufsatz von Joachim Schlör über die „Jüdischen Siedlungsformen“ (S. 29–47) besonderes Interesse, in dem der Autor an seine wichtigen stadt- und kulturgeschichtlichen Studien anknüpft. Stefan Schreiner stellt sodann die Frage nach der „Rechtsstellung“ und den „Strukturen jüdischer Gemeinden im europäischen Kontext“ (S. 58–68) und beschreibt nicht nur den äusseren Rahmen jüdischer Diasporaexistenz, sondern vor allem auch die jüdische Gemeinde selbst mit den unterschiedlichen Ausprägungen ihrer Gemeindeautonomie und ihren Institutionen. Charlotte Elisheva Fonrobert („Frauen im Judentum“, S. 79–89) und Martha Keil („Die Familie im Judentum“, S. 90–100) widmen sich der heute so wichtigen sozial- und geschlechtergeschichtlichen Fragestellung. Unter dem Stichwort „Messiaserwartungen“ behandelt Zwi Werblowsky die Geschichte eschatologischer Hoffnungen bis zu Sabbatai Zwi und dem zeitgenössischen „Post-Messianismus“ (S. 115–126). Karl E. Grözinger stellt seinen enzyklopädischen Aufsatz über die Kabbala, der bis zum osteuropäischen Chassidismus reicht, unter den Titel „Jüdische Mystik“ (S. 121–137), gefolgt von Andreas Brämers Essay über Reform und Orthodoxie in der Neuzeit (S. 138–148). Im Abschnitt über die Frankfurter Neoorthodoxie, die Brämer Neu-Orthodoxie nennt, befördert der Autor freilich das alte Missverständnis, Samson Raphael Hirsch habe seinen Anhängern die Absonderung „von den nichtorthodoxen Glaubensgenossen“ zur Pflicht gemacht (S. 142) – tatsächlich ging es ihm um die halachakonforme Konstitution der jüdischen Gemeinde. Im letzten Teil des Bandes stehen Aufsätze von Henry Friedlaender über die Schoa (S. 388–408), über den Antisemitismus in Europa nach 1945 (Werner Bergmann, S. 409–424) sowie von Reiner Bernstein („Die zionistische Bewegung“, S. 439–449).

Matthias Morgenstern

SHMUEL FEINER, *Haskalah and History. The Emergence of a Modern Jewish Historical Consciousness*, translated by Chaya Noar and Sondra Silverton, Oxford, Portland (Oregon) 2002 (= The Littman Library of Jewish Civilization), X + 404 S., ISBN 1-87477-443-9.

Endlich liegt die englische Übersetzung von Shmuel Feiners Monographie *Haskalah we-historiah* vor, die 1995 im Salman-Shazar-Zentrum in Jerusalem erschienen ist. Sie ist ein handliches und auch für ein grösseres Publikum gut lesbares Buch geworden mit Glossar, Bibliographie und Index der Namen, Titel und Schlagwörter.

Der Autor steht vor keiner leichten Aufgabe, weiss sich aber im Feld der Auseinandersetzung um die Entstehung einer modernen jüdischen Geschichtsbetrachtung gegen so prominente Historiker wie Amos Funkenstein, Yosef H. Yerushalmi, Haim H. Ben-Sasson und Michael A. Meyer zu behaupten, indem er sich beschränkt und ein bisher nicht zusammenhängend erforschtes Gebiet erschliesst. Erstens begrenzt er das Problem auf das Verhältnis von Haskala und Geschichte, und zweitens definiert er Haskala im engen Sinne des Wortes als hebräische, nicht allgemein als jüdische Aufklärung.

Feiner behandelt die Frage nach dem Verhältnis von Haskala und Geschichte als Vorschule einer modernen nationalen jüdischen Historiographie. Historische Diskurse der umgebenden nichtjüdischen Kulturen werden nur insoweit rezipiert, als sie für die Maskilim von unmittelbarer Bedeutung sind. So gewinnt Feiner Spielraum für eine materialreiche und komprimierte Darstellung von maskilischen Geschichtskonzeptionen, die dem Nichtkenner des Hebräischen nur schwer zugänglich sind.

Die Studie hat Handbuchcharakter, ist chronologisch aufgebaut und zeigt, wie sich das Zentrum der Haskala und damit auch die Diskussion um ein modernes Geschichtsverständnis in hebräischer Sprache, im kulturellen Prozess eines Jahrhunderts – vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts – von Preussen über Galizien nach Osten, ins westliche Grenzgebiet des Zarenreiches, verschoben hat. Kapitelweise arbeitet Feiner Entwicklung, Variationsbreite, Verbreitung und Krise maskilischer Geschichtskonzeptionen heraus. Im ersten Teil wird beschrieben, wie in Berlin und Königsberg eine Avantgarde jüdischer Gelehrter entstand, die sich für die Ideen der Aufklärung begeisterte und innerhalb der jüdischen Welt die Legitimation für eine Geschichtsbetrachtung erstritt, zunächst im Rahmen der Tora, später mit von der religiösen Lehre unabhängigem, säkularem Erkenntnisinteresse. Von der Berliner Haskala, vor allem von Herz Wessely, Moses Mendelssohn, Isaak Euchel und den *Meassefim*, wurden die Grundlagen für ein modernes jüdisches Geschichtsverständnis gelegt, das rational und realistisch, gleichwohl im Spannungsfeld von Strafe/Exil und Erlösung, göttlicher Vorsehung und menschlicher bzw. bürgerlicher Verantwortung, moralisch orientiert war. Als der Akkulturationsprozess in Berlin voranschritt, sich die Wissenschaft des Judentums formierte, verlagerte sich die Haskala ins östliche Europa.

Die historischen Diskurse der Maskilim in Galizien und im Zarenreich bilden deshalb den Schwerpunkt der Monographie. In Brody entstand der Kreis um Joseph Perl, Nachman Krochmal, Jehuda Leib Miseses, Joschua H. Schorr, Solomon Rapoport. Man verstand sich als Schülerschaft der Berliner Haskala, bildete jedoch ein eigenes Selbstbewusstsein heraus, das von der Gegnerschaft zum Chassidismus und vom Bewusstsein eigenen Traditionsreichtums geprägt war. Einen Höhepunkt maskilischer Auseinandersetzung mit der Geschichte in Brody repräsentiert Krochmals *More newuhe ha-zeman*, der Versuch,

jüdische Geschichte im Licht geschichtsphilosophischer Entwürfe der Aufklärung zu betrachten und neu zu gewichten. Von den russländischen Maskilim Isaak Ber Levinson, Samuel Joseph Fuenn, Kalman Schulman und anderen wurde die jüdische Geschichte erstmals in den Zusammenhang der politischen Geschichte des Imperiums gestellt. Man reflektierte über Patriotismus und die Anfänge jüdischer Geschichte im Zarenreich. Die Wende der zarischen Judenpolitik 1881/82 desillusionierte die jüdischen Aufklärer. Moses Leib Lilienblum, Peretz Smolenskin und andere zogen sich auf die Selbstvergewisserung innerhalb der jüdischen Geschichte zurück, verwarfen deren universales Verständnis und konzipierten eine nationalromantische Version. Feiner stellt neben den bekannten weitgehend unbekannt Maskilim mit ihren Werken und Beiträgen vor wie Isaak Euchel, Jehuda Leib Miseses, Joschua H. Schorr, Solomon Juda Leib Rapoport, Aaron Mordechai Guenzburg, Samuel Joseph Fuenn, Kalman Schulman, Moses Leib Lilienblum, Eliezer Zweifel.

Die Monographie macht deutlich, dass die Geschichte für die Maskilim weniger ein Forschungsgebiet als eine Wissenssphäre war, die man zu verschiedenen Zwecken nutzen konnte: zur moralischen Verbesserung, als ‚Führer‘ und Lehrer durch die Zeiten, als Instrument zur Propagierung moderner Bildung und gesellschaftlicher Reformen. Die Maskilim waren keine formal qualifizierten Akademiker, sondern Autodidakten. Sie verfassten keine massgeblichen Geschichtswerke, sondern artikulierte ihre Gedanken in Feuilletons, Übersetzungen, Adaptionen und Kompilationen, Biographien, schöner Literatur und Programmschriften. Feiner resümiert die wichtigsten dieser so heterogenen Texte. Er legt eine Ideengeschichte vor, die mentale Transformationsprozesse integriert und kulturgeschichtlich verankert. Bedauerlich ist am Ende nur, dass er neuste Forschungen, die zwischen Erstpublikation und Veröffentlichung der englischen Übersetzung erschienen sind, nicht mehr eingearbeitet hat; so blieb zum Beispiel MORDECHAI ZALKIN, *A New Dawn. The Jewish Enlightenment in the Russian Empire – Social Aspects*, Jerusalem 2000, unberücksichtigt.

Verena Dohrn

URIEL DA COSTA, *Exemplar humanae vitae – Beispiel eines menschlichen Lebens*. ed., übersetzt und erläutert von Hans-Wolfgang Krautz, Tübingen: Stauffenburg Verlag 2001 (= Ad fontes 7), 84 S., kartoniert, € 24,80, ISBN 3-86057-186-9.

Von den Altchristen als *Marrano* diskriminiert, von der katholischen Inquisition verfolgt, von den Rabbinern in Amsterdam exkommuniziert, ist Uriel da Costa (1584–1640) als ein „Märtyrer“ für die Menschenrechte und für die religiöse Bekenntnisfreiheit zu betrachten. Nach einer reformatorischen Übergangsphase beschritt er den Weg der Loslösung weg vom Judentum, seiner Tora (Lehre) und seinem biblischen Bekenntnis hin zu einer deistischen Vernunftreligion, wie sie in Baruch Spinozas Bildungsweg später eine zentrale Rolle spielen sollte. Die Aktualität der philosophischen Autobiographie *Exemplar humane vitae*, die im Jahr 1640 vom Arminianer Simon Episcopus posthum veröffentlicht wurde, erweist sich als Plädoyer gegen die Diktatur (im weitesten Sinne des Wortes) der Orthodoxen aller Glaubensrichtungen, die nachgerade als Verfolger und Mörder im Namen ihrer einseitigen Weltanschauung wirken.

Der beigegebene ausführliche wissenschaftliche Apparat macht Hans-Wolfgang Krautz als Herausgeber und Übersetzer alle Ehre und ist zugleich ein unentbehrliches Hilfsmittel, diesen kurzen, aber reich(haltig)en Text in seinen religiösen und spekulativen Grundlagen erfassen zu können. Die bahnbrechende Modernität des Denkens von Uriel da Costa lässt ihn darüber hinaus zu einer Warnung an die Adresse aller religiösen und politischen Fundamentalismen unserer Zeit werden, die das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Glaubensüberzeugungen und Meinungen in Frage stellen.

Francesca Albertini

CORD-FRIEDRICH BERGHahn, *Moses Mendelssohns „Jerusalem“*. Ein Beitrag zur Geschichte der Menschenrechte und der pluralistischen Gesellschaft in der deutschen Aufklärung, Tübingen: Niemeyer Verlag 2001 (= Studien zur deutschen Literatur 161), VI + 320 S., kartoniert, € 48,--, ISBN 3-484-18161-3.

In dieser Arbeit hohen wissenschaftlichen Niveaus widmet sich Cord-Friedrich Berghahn der politischen Aktualität der Spätphilosophie Moses Mendelssohns (1729–1786), die sich auf die Hauptbegriffe von Emanzipation und Toleranz konzentriert. Die Dialektik zwischen der in der Anthropologie der Aufklärung postulierten allgemeinen Würde des Menschen und der unverwechselbaren Identität einer Gruppe oder eines Individuums sind in der Spätphase Mendelssohnschen Denkens stets mitreflektiert. In diesem Sinne reiht sich *Jerusalem oder Über religiöse Macht und Judentum* (1783) in den Hauptstrom der deutsch-jüdischen Emanzipationsgeschichte ein, die bis zu Theodor W. Adornos und Max Horkheimers *Dialektik der Aufklärung* (1944) einerseits und den politischen Exil-Schriften Leo Strauss' und Hannah Arendts andererseits reicht.

Ausführlich geht Berghahn auf den geschichtlichen und kulturellen Kontext ein, in dem Mendelssohn sein *Jerusalem* konzipiert hat: Gemeint sind die Auseinandersetzung mit Lavater, das Historische Denken im 18. Jahrhundert (insbesondere in bezug auf die „jüdische Frage“: Robert Lowth, Johann David Michaelis und Johann Gottfried Herder), die Begriffe von Offenbarung, Vorsehung, Vernunft und Geschichte bei Lessing, Leibniz, Spinoza und Ferguson, die Rolle, die Manasseh ben Israels Werk *Vindiciae Iudaeorum* gespielt hat, so dass der Leser die damalige aufklärerische Debatte über Politik, Toleranz und Menschenwürde in ihrer ganzen Breite überschauen kann.

Ein weiteres Verdienst dieses Buches liegt darin, dass es sowohl von Kennern Mendelssohnschen Denkens als auch von Studierenden, die sich zum ersten Mal mit der Materie beschäftigen, als Handbuch mit Gewinn genutzt werden kann: Die Diskussion der zahlreichen Interpretationslinien und der weite Blick auf die kulturell-geschichtliche Situation im damaligen Preussen helfen dem Leser, sich in der Vielfältigkeit des Mendelssohnschen politischen und religiösen Denkens nicht zu verlieren und sich mit der originalen Tragweite seiner Philosophie vertraut zu machen.

Francesca Albertini

HARALD HEPPNER (ed.): *Czernowitz – Die Geschichte einer ungewöhnlichen Stadt*, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2000, 225 S., gebunden, gr. 8°, € 24,50, ISBN 3-412-04900-X.

Kaum eine Stadt im östlichen Mitteleuropa ist in den letzten Jahren so sehr ins Zentrum des Interesses gerückt wie die im Titel zurecht „ungewöhnlich“ genannte Universitäts- und Theaterstadt Czernowitz, dessen Gesicht über Jahrhunderte vom Neben-, Mit- und Gegeneinander von Ukrainern, Juden, Polen, Rumänen und Deutschen geprägt worden ist. Wenn auch vom einstigen Glanz der Vielvölkermetropole in der Bukowina heute kaum mehr als ein matter Abglanz geblieben ist, lebt ihre kulturelle, religiöse und ethnische Vielfalt doch zumindest in der Erinnerung bis heute fort. Entsprechend gross ist die Faszination, die von dieser Stadt und ihrer Geschichte und der Beschäftigung mit ihr noch immer ausgeht. Um ein weiteres Mal dokumentiert sie der vorliegende Band, dessen Lektüre nicht nur Czernowitz-Reisenden zu empfehlen ist. In ihren insgesamt zehn Beiträgen beleuchten Herausgeber und Autoren – sie kommen aus der Ukraine, Rumänien, Polen, Österreich, Deutschland und Israel – die Lebensgeschichte von Czernowitz im Kontext der Geschichte und Kulturgeschichte der Bukowina (S. 1–44, 145–182) und untersuchen die unterschiedlichen Zugänge, die die verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu ihr gehabt haben. In der Summe möchten sie damit eine Antwort auf die Frage geben, wie Czernowitz zu jenem „Inbegriff“ der Multikulturalität werden konnte, für den sein Name bis heute steht. Dabei ist es ihr besonderes Verdienst, neben den im wesentlichen bekannten „deutschen“ (S. 81–101) und „jüdischen“ Facetten (S. 103–127) im Stadtbild von Czernowitz in gleicher Intensität auch und gerade auf seine weit weniger bekannten ukrainischen (S. 45–61), rumänischen (S. 63–79) und polnischen Seiten (S. 129–144) aufmerksam gemacht zu haben.

Stefan Schreiner

BERND ROTHER, *Spanien und der Holocaust*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2001 (= Romania Judaica 5), VI + 359 S., kartoniert, € 92,--, ISBN 3-484-57005-9.

Bernd Rother's Untersuchung über die spanische Haltung zum Holocaust kann dank einer erheblich breiteren Quellengrundlage wesentlich über das bisherige Standardwerk des israelischen Historikers HAIM AVNI, *Sefarad we-ha-yehudim bi-yeme ha-sho'a we-ha-eman-sipatsia*, Tel Aviv 1974, bzw. *Spain, the Jews, and Franco*, Philadelphia 1982, hinausgehen. Eine zentrale Rolle in Rother's Arbeit spielt die sogenannte „Heimschaffungsaktion“ 1943/44, im Rahmen derer Deutschland ultimativ die Regierungen neutraler und verbündeter Staaten aufforderte, ihre jüdischen Staatsbürger zu repatriieren; ansonsten würden sie in die allgemeine Judenverfolgung einbezogen. Rother bezeichnet diese Episode zurecht als „eine Art Lackmustest“ für die Haltung dieser Regierungen gegenüber der nationalsozialistischen Judenverfolgung.

Rother's Darstellung ist sehr detailreich und ausführlich dokumentiert, gleichwohl aber gut zu lesen. Einem kursorischen Überblick zu Vorgeschichte und Hintergrund –

etwa über Spanien und die Wiederentdeckung der Sepharden im 19. und frühen 20. Jahrhundert oder Franco-Spanien und NS-Deutschland – folgt eine ausführliche Diskussion der verschiedenen Stränge der spanischen Politik gegenüber der nationalsozialistischen Judenverfolgung: Der Transit jüdischer Flüchtlinge durch Spanien, Reaktionen auf die Diskriminierung und Verfolgung von Juden mit spanischer Staatsangehörigkeit im deutschen Machtbereich, die „Heimschaffungsaktion“, Spaniens zögerliche Reaktion und die Internierung spanischer Juden in Bergen-Belsen, schliesslich über die einzige spanische Hilfsaktion für nicht-spanische Juden in Budapest 1944. Auf Grundlage seiner Untersuchung dekonstruiert Rother dann in einem letzten Kapitel die Legende von Franco als Retter der sephardischen Juden.

Drei Aspekte bestimmten die spanische Haltung gegenüber der nationalsozialistischen Judenverfolgung und kehren in Rothers Untersuchung immer wieder:

1. Die spanische Regierung wollte eine dauerhafte Niederlassung von Juden im eigenen Land verhindern, selbst in solchen Fällen, in denen sie die spanische Staatsangehörigkeit der betroffenen Personen anerkannt hatte: daher die zögerliche Reaktion auf das deutsche Ultimatum zur Repatriierung einerseits, die Duldung von legalen und illegalen Flüchtlingen, deren Ausreise nach Portugal oder Übersee abzusehen war, andererseits.
2. Es gab zwar Antisemitismus, aber keine rassische Diskriminierung und Verfolgung von Juden in Spanien: Insofern war Spanien trotz allen Zögerns keineswegs bereit, die nationalsozialistische Judenverfolgung aktiv zu unterstützen.
3. Schliesslich war die spanische Haltung durch aussenpolitische Interessen und Rücksichtnahmen geleitet, die wiederum vom Kriegsverlauf abhingen und die Rother gut herausarbeitet: Das bedeutete, dass Spaniens Regierung vor allem in der Endphase des Krieges und nach 1945 ein Interesse daran hatte, die eigenen Massnahmen zur Rettung von Juden propagandistisch zu nutzen.

Rothers Darstellung ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Holocaust und zur Geschichte Spaniens. Allenfalls wäre zu wünschen gewesen, dass Rother neben der detaillierten Darstellung der Quellen und statt eines bisweilen moralisierenden Urteils („Spanien hätte mehr tun können . . .“) einer ausführlicheren Analyse der Gründe und Hintergründe des spanischen Verhaltens mehr Raum eingeräumt hätte.

Matthias B. Lehmann

UTE CAUMANN/MATHIAS NIENDORF (ed.), *Verschwörungstheorien. Anthropologische Konstanten – historische Varianten*, Osnabrück: fibre Verlag 2001 (= Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau 6), 228 S., € 29,80, ISBN 3-929759-47-0.

Verschwörungen sind faszinierend. Die Menschheit braucht sie. Verschwörungen machen Angst. Sie bedrohen ganze Völker, richten sich gegen Einzelne und Gruppen, werden von geheimnisvollen Mächten angezettelt mit dem Ziel, den vermeintlichen Feind zu entmachten, zu vernichten. Verschwörungen sind aber auch gemeinschaftsfördernd: Sie verbinden die Mitglieder der scheinbar oder tatsächlich bedrohten Gruppe. Dieser und an-

derer (Vor-)Urteile über Verschwörungstheorien versuchte sich im Rahmen einer Tagung im Deutschen Historischen Institut Warschau im Mai 1999 eine Reihe von Wissenschaftlern unterschiedlichster Provenienz anzunehmen. In den aus der Tagung hervorgegangenen vierzehn Beiträgen werden verschiedene Aspekte von Verschwörungstheorien ausgeleuchtet, wobei das Hauptaugenmerk auf dem Verhältnis anthropologischer Konstanten (Teil 1) und historischer Varianten (Teil 2) liegt. Eine resümierende Bilanz ziehen die Herausgeber Caumanns und Niendorf aufgrund der Ergebnisse, die in der Schlussdiskussion der Tagung erörtert wurden (Teil 3).

Interessanterweise scheinen die wirkungsmächtigsten Verschwörungstheorien aus Osteuropa zu stammen (S. 198); Belege hierfür finden sich unter anderem in den Beiträgen zur „sowjetischen Welt als Verschwörung“ (Rittersporn, S. 103ff.), zu „Verschwörungstheorien in Polen“ (Bogucka, S. 125ff.) und in den beiden Aufsätzen von Glowinski und Korzeniowski über Aspekte politischer Paranoia in Polen (S. 137ff.). Zentrale Themen waren (und sind noch immer – in unterschiedlich starker Ausprägung) Hexen, Freimaurer und Juden (vgl. hierzu insbesondere die wahrscheinlich in Südrussland entstandenen „Protokolle der Weisen von Zion“ und – natürlich – die Theorie der „jüdischen Weltverschwörung“). Der von Norbert Elias geprägte Begriff des „Horrors des Nichtwissens“ erweist sich für das Funktionieren von Verschwörungstheorien als richtungsweisend: In ihrem zusammenfassenden Nachwort halten Caumanns und Niendorf fest, dass „Komplotphantasien typischerweise eine Blüte in Krisenzeiten erleben“ (S. 200) – also dann, wenn wirtschaftliche und politische Zeiten am wenigsten überschaubar sind und daher Angst machen. Aber – und hier zeigt sich eine weitere, Verschwörungstheorien charakterisierende Komponente – der Glaube an eine Verschwörung kann auch eine Form von Ich-Schwäche des Individuums spiegeln, das die Komplexität von zum Beispiel politischen Ereignissen auf ein Minimum reduziert und somit die Realität nur noch ‚verkürzt‘ wahrnimmt. Ob sich Verschwörungstheorien in kollektivem Verfolgungswahn oder individueller Paranoia manifestieren (vgl. den Beitrag von Jaworski, S. 11ff.), sie stellen in jedem Falle eine eigene Textsorte mit Appellcharakter dar (vgl. etwa S. 204ff.), deren Eigenschaften sich mit Hilfe der Textlinguistik anschaulich herausarbeiten liessen.

Die Erforschung der vermeintlich geheimen und diabolischen Mächte steht noch am Anfang; der in Warschau entstandene Sammelband mit seinem breiten Spektrum an neuen Ansätzen und überzeugenden Ergebnissen sollte – neben dem 1987 in New York erschienenen Standardwerk *Changing Conceptions of Conspiracy* – als wegweisender Forschungsbeitrag zum Thema in weiten Kreisen gelesen werden.

Yvonne Domhardt